

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 15

Artikel: Das Haydnhaus : Skizze
Autor: Dill, Liesbet
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wien ade. Das hieß in unserm Sinne: auf Wiedersehen!

Der Schnellzug trug uns über Linz davon, dem Arlberg zu. Eine gute Strecke begleitete uns noch die Donau. Das herrliche Stift Melk winkte: Grüß Gott! In Salzburg blühten die Festspiele.

Wir hatten auch ein Fest hinter uns: die Donaufahrt!

In reiner Alpenluft stäubten wir aus, was

von der Großstadt an uns hängen geblieben war. In Sankt Anton am Arlberg machten wir halt und taten einen langen und gesunden Schlaf. Eine schöne Bergwelt umfing uns, und wenn's auch noch nicht die Heimat war, wir fühlten uns durch die behaglichen Waldgründe und die rauschenden Wildwasser schon heimatisch berührt.

Die Sonne führte am andern Tag einen lachenden, hellen Morgen herauf. So war es eine Lust, unter dem Zelt des blauen Himmels das letzte Stück unserer Reise zurückzulegen.

Das Haydnhaus.

Skizze von Liesbet Dill.

In Wien eilt man sich nicht. Man springt nicht auf die Straßenbahn, fährt nicht auf dem Trittbrett mit, noch klammert man sich an den Wagen, wenn er schon besetzt ist. Man bleibt einfach stehen und wartet auf den nächsten. In Wien hat man Zeit.

Aber daß man soviel Zeit brauchen würde, um ein berühmtes Haus zu finden, hätte ich mir doch nicht träumen lassen. Bekannte hatten mir gesagt: Sie fahren bis ans Haydnndenkmal, gehen hinter dem Denkmal in eine Gasse, da werden Ihnen die Leute schon sagen, wo das Haydnhaus steht. Das Haydnndenkmal steht vor der Mariahilferkirche, die Straßenbahn hält davor. Ich begab mich also in eine der vielen engen Gassen hinter dem Denkmal. Aber das Haydnhaus kannte hier kein Mensch. Ich fragte Frauen, fragte Männer, fragte Kinder: Können Sie mir nicht sagen, wo das Haydnhaus steht?

Die Leute sehen mich alle verdukt an, einige fast erschreckt. Von so einem Haus ist mir nichts bekannt. Darauf gehe ich zurück zu dem Denkmal und suche in der entgegengesetzten Richtung das berühmte Haus. Aber diese Richtung schien auch nicht die richtige zu sein. Ich frage Bäckerjungen, Metzgerburschen auf Rädern, alte Männer, die aussehen, als hätten sie ihr Leben in Wien verbracht, aber alle schütteln den Kopf. Sie wissen alle nichts von diesem Haus.

Endlich sehe ich einen Straßenbahnschaffner, der an einer Kreuzung steht und ein rotes Fähnchen schwenkt. Was soll das für ein Haus sein? fragt er und sieht mich feindselig an.

Das Haydnhaus, sage ich.

Von einem solchen Haus hab ich noch nie etwas gehört. Wer soll denn da drin gewohnt ham? fragt der Fähnchenschwenkende.

Haydn, sage ich.

So ein Haus gibt's in ganz Wien net, sagt der Dicke bestimmt und schwenkt die Fahne.

Aber es steht doch in meinem Führer, sage ich. Ich habe den dicken Führer zwar nicht mitgenommen und die Straße vergessen. Ich hatte es mir so leicht vorgestellt. Man geht hinter dem Haydn-



Zentralfriedhof. Franz Schuberts Grab.



Zentralfriedhof. Brahms' Grab.

denkmal in eine der Gassen; wo das Denkmal steht, kann doch auch Haydns Haus nicht weit sein. Der Dicke mustert mich mißtrauisch und durchblättert sein Buch nach den Straßen. Er sucht und sucht. In meinem Leben hab ich von so einem Haus nix g'hört...

Ein alter Herr kommt herbei, erkundigt sich, was es gibt. Der Schaffner sagt wegwerfend: Die Dame sucht ein Haydnhaus...

So was gibt's hier net, versichert mir der alte Herr traurig und sanft... Da müssen's schon, wenn's solche alte Sachen sehen wolln, ins Nationalmuseum gehen. Sie können auch hinfahren, da gleich an der Kirchen kommt eine Elektrische vorbei...

Ich will aber das Haydnhaus sehen, bestehe ich verzweifelt... Dabei fällt mein Blick in das aufgeschlagene Buch, und dem Finger des Schaffners folgend, sehe ich, daß er mein Haus unter „Heidenhaus“ vergeblich sucht.

Ach so... Darauf suche ich mein Haydnhaus mit ah und endlich haben wir's. Es liegt in der nächsten Gasse...

Fünf Minuten später steige ich die breite Steintreppe hinauf zum ersten Stock des einfachen, weißgetünchten Hauses, in dem Haydn lebte und starb. Ein paar stille Zimmer, feierlich, kühl, niemand ist da, nur ich. Das alte Spinett hat noch einen guten Klang. Sonst ist nicht mehr viel übrig geblieben. Haydns Sessel, Haydns Noten und Briefe unter Glas, „die Schöpfung“, „die Jahreszeiten“, eine Einladung zu Beethovens Totenfeier, Sonaten für das Cembalo, Quartette, Menuette und Sinfonien. Darüber schwebt seine feierliche weiße Totenmaske... Ein sauberer stiller Hof, ärmlich, mit einem winzigen Gärtlein...

Im Vorsaal steht ein großer Schrank, der aussieht, als sei er zum Plazen mit etwas gefüllt... Ich frage den Kastellan: Was ist denn in diesem Schrank?... Ach nix, sagt der alte Mann, der die Türe hinter mir schließt. Nur Noten...

Nachtmusik.

Skizze von Stephan Georgi.

Die große josefinische Domglocke, die man aus dem Metall türkischer Geschütze gegossen hatte, war es, die besonders laut herniederdröhnte, wenn sich Maria Theresia in ihrer mattblauen Sänfte zum Gotteshaus führen ließ. Aber auch die anderen Glocken, die hoch im steilen Stephansturm hingen, hatten täglich bei Hochamt und Vesper, bei kirchlichen und Hoffesten hinunterzuläuten auf ein friedlich und licht daliegendes Wien. Unmittelbar unter ihrem Gedröhn lagen noch Friedhöfe, und wenn dort gemächlich

eine Postkutsche über das Razenkopfpflaster holperte, sah der Schwager von seinem Bock aus in die Fenster der Dompfarreien und städtischen Kontore und grüßte zu den Herren Verwaltungsbeamten hinüber.

Durch dieses stillbeschauliche Wien gingen an einem Frühjahrsabend, so um die Zeit, da die meisten der braven Bürger längst ihre letzte Prise in das rottarierte Schnupftuch geniest hatten, zwei Männer. Groß und aufrecht der eine, der einen aprikosenfarbenen Salamantel trug, und